

und da, welche in jene hypothetisch gezeichneten Linien erfreulich sich einfügend bestätigen, daß sie, wenn auch dreist, doch richtig gezeichnet waren“²⁶.

Diesen Gesichtspunkten zufolge müssten sich Argumentationslücken Zwiereins gerade auch aus dessen diachronischer Betrachtungsweise, von der Lona spricht, ergeben, weil er diese zu monokausal betreibe, auch wenn die Untersuchung der Abhängigkeit von Texten untereinander wichtig sei. Überlieferungslücken im Sinne Droysens durch plausible Erwägungen zu schließen, ist eine Aufgabe, der sich der Philologe Christian Gnilka stellen will, wenn er sich – vielleicht etwas unglücklich – auf den „Zusammenhang eines lebendigen Traditionsbegriffs“ (S. 282) beruft, ohne hierzu Genaueres auszuführen. Von Droysens Aufforderung ausgehend, können sich aber alle als Erben des Historismus betrachten, die als Historiker, Theologen, Archäologen und auch Philologen versuchen, die vorhandenen Belege zu Petrus und Paulus, seien es literarische Quellen oder Sachüberreste, zu einem Gesamtbild zu formen, das ihnen Stellungnahmen zur Präsenz der Apostel in Rom, zu ihrem Martyrium und auch zu ihrer Grablege erlaubt. Diese Auseinandersetzung gewinnt in dem vorliegenden Sammelband auf anschauliche Weise Gestalt: gerade indem unterschiedliche Quellentypen miteinander in Beziehung gesetzt und Brücken zwischen verschiedenen Wissenschaften samt den Methoden, denen sie sich verpflichtet fühlen, gesucht werden, um Erklärungen für Überlieferungslücken zu finden.

ULRICH LAMBRECHT
*Universität Koblenz-Landau
 Campus Koblenz*

26 JOHANN GUSTAV DROYSEN: Vorwort zu: Geschichte des Hellenismus, Bd. 3: Geschichte der Epigonen; Hamburg 1843, S. III–XXII; wiederabgedruckt unter dem Titel: Theologie der Geschichte. In: JOHANN GUSTAV DROYSEN: Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, hg. v. RUDOLF HÜBNER; 7. Aufl. München 1937; Nachdruck Darmstadt 1977, S. 369–385, hier S. 370.

Ulrike Heckner, Eva-Maria Beckmann (Red.): Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen. Material – Bautechnik – Restaurierung (= Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 78), Worms: Wernersche Verlagsgesellschaft 2012, 318 S., zahlr., meist farbige Abbildungen und Planzeichnungen; ISBN 978-3-88462-325-1, € 59,00

„Ich kann den Aachnern nur raten, sie mögen heute noch den Neubau eines Doms beginnen und das alte Denkmal nicht länger in den Händen eines Kultes lassen, der mit seinen Ansprüchen alten deutschen Adel vernichtet“, schrieb 1909 der streitbare Wiener Kunsthistoriker Josef Strzygowski in einer Rezension zu der heute noch grundlegenden Baumonographie über den Aachener Dom von Karl

Faymonville.¹ Grund für dieses Verdikt war die historistische Restaurierung vor allem des Inneren, gegen die Strzygowski schon einige Jahre zuvor eine Streitschrift publiziert hatte,² die zwar einiges Aufsehen erregt hatte, letztlich aber wirkungslos geblieben war. Mehr als ein Jahrhundert danach erstrahlen, seit 2007 instand gesetzt, die einst umstrittenen Mosaiken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in neuem Glanz, ebenso die Marmorverkleidungen der Oktogonpfeiler, die man 1902 trotz erheblicher bauarchäologischer Bedenken nicht zuletzt wegen eines Besuches Kaiser Wilhelms II. in großer Eile angebracht hatte.

Gegenstand der vorliegenden Publikation ist aber nicht die kunsthistorisch längst gewürdigte Innenausstattung der karolingischen Pfalzkapelle³, sondern deren Architektur selbst. Nicht weniger stattlich als der ein Jahrzehnt zuvor aus Anlass ihrer umfassenden Instandsetzung erschienene Band über die gotische Chorhalle des Aachener Doms⁴, dokumentiert das vorliegende 78. „Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege“ die in den Jahren 2000–2004 durchgeführte Sanierung des karolingischen Mauerwerks der Pfalzkapelle umfassend. Neben einer ansehnlichen Reihe von bautechnischen Beiträgen, die von einer „Simulation des Tragverhaltens des Aachener Doms im Erdbebenfall“ (Wolfram Kuhlmann/Christoph Butenweg/Konstantin Meskouris/Thomas Kempen; S. 237–248) über „Voruntersuchungen mit Radar und Mikroseismik...“ (Gabriele Patitz; S. 281–296) bis hin zur „Datierung von Ziegelfragmenten und Mörtel... mittels optisch stimulierter Lumineszenz“ (Christian Goedicke; S. 297–302) und „Mikrostahl-Partikelreinigung von Natursteinoberflächen...“ (Friedrich Grüner; S. 303–310) reichen, enthält der vorzüglich bebilderte und gedruckte Band nach einer einleitenden Positionierung der karolingischen Pfalzkapelle in Aachen als Teil des Weltkulturerbes (Udo Mainzer; S. 9–16) auch die Skizze eines neuen, interdisziplinären Ansatzes der Pfalzenforschung (Harald Müller; S. 17–24).

Die zentralen Abschnitte stammen, die enge Kooperation zwischen Dombauleitung und Denkmalpflege widerspiegelnd, vom Aachener Dombaumeister Helmut Maintz und von der Kunsthistorikerin Ulrike Heckner, Abteilungsleiterin am Amt für Denkmalpflege im Rheinland, die für die Redaktion des Bandes verantwortlich war. Der Bericht des Dombaumeisters (S. 73–116) listet präzise die bautechnischen Gründe für die Sanierungsmaßnahmen auf und beschreibt diese dann Schritt für Schritt, beginnend mit der Erstellung photogrammetrischer Bestandspläne bis hin zur detaillierten handwerklichen Umsetzung des Sanierungskonzeptes, wobei selbst

1 JOSEF STRZYGOWSKI: Rezension von KARL FAYMONVILLE: Der Dom zu Aachen und seine liturgische Ausstattung vom 9. bis zum 20. Jahrhundert; München 1909. In: *Zeitschrift für Geschichte der Architektur* 3 (1909/1910), S. 22 f.

2 JOSEF STRZYGOWSKI: Der Dom zu Aachen und seine Entstellung. Ein kunstwissenschaftlicher Protest; Leipzig 1904.

3 PIA HECKES: Die Mosaiken Hermann Schapers im Aachener Münster. In: *Aachener Kunstblätter* 52 (1984), S. 187–230. – ULRIKE WEHLING: Die Mosaiken im Aachener Münster und ihre Vorstufen (= Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 46); (Diss. Bonn 1995) Köln 1995.

4 GISBERT KNOPP, ULRIKE HECKNER (Red.): Die gotische Chorhalle des Aachener Doms und ihre Ausstattung. Baugeschichte – Bauforschung – Sanierung (= Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 58); Petersberg 2002.

Taubenabwehrmaßnahmen nicht verschwiegen werden. Das von Ulrike Heckner gemeinsam mit dem Restaurator Christoph Schaab verfasste, mit peniblen Material- und Baualterskartierungen sowie Dutzenden aufschlussreichen Detailaufnahmen ausgestattete Kapitel „Baumaterial, Bautechnik und Bauausführung der Aachener Pfalzkapelle (S. 117–219) bündelt die während der aufwändigen Restaurierungsarbeiten gewonnenen Erkenntnisse und stellt sie kenntnisreich in den Kontext des bisherigen Forschungsstandes. So enthält der Beitrag nicht nur einen sorgfältig erarbeiteten Katalog der Hauptbaumaterialien des karolingischen Mauerwerks, sondern behandelt auch Fragen der Gesteinsherkunft, der Logistik des Steintransportes oder die als Charakteristikum karolingischer Bautechnik bewertete Verwendung von Ziegelsplittmörtel, der durch seine hydraulischen Eigenschaften eine frühe Abbindefestigkeit erreichte und dadurch erst einen schnellen Baufortschritt ermöglichte, wie er für die karolingische Pfalzkapelle – ungeachtet aller Datierungsdifferenzen – wohl angenommen werden muss.

Das Erscheinungsbild der Pfalzkapelle hat sich im Lauf der Jahrhunderte nicht zuletzt durch die Farbigekeit seines Verputzes erheblich gewandelt: War der karolingische Bau zunächst – wie man zwar schon seit den späten 1950er Jahren vermutet hat, jetzt aber zweifelsfrei nachweisen konnte – durch ein tiefes Rot geprägt, so ersetzte man diesen imperialen Akzent während zweier romanischer Umbauphasen im 12. und 13. Jahrhundert durch einen weißen Verputz, der auch nach den Veränderungen der Barockzeit erhalten blieb. Die Steinsichtigkeit der Fassaden wurde erst im Zuge der von Robert Cremer geleiteten Restaurierungsmaßnahmen in den 1860er/70er Jahren hergestellt, weil man sie für ein Gebot der „Stilreinheit“ hielt. Dass ein Ende der 1980er Jahre erstelltes Gutachten zu einer Neuverputzung in unserer Publikation als „Szenario des Grauens“ (S. 168) bezeichnet wird, ist vor dem Hintergrund der hier mit maximalem Aufwand getroffenen Befund- und Sicherungsmaßnahmen durchaus verständlich, erweist vor dem Hintergrund der mehr als tausendjährigen Geschichte gerade dieses Bauwerks aber auch die Relativität unserer Maßstäbe – wie dies vor kurzem eine Ausstellung im Architekturmuseum der TU München aufschlussreich gezeigt hat.⁵ Jedenfalls hat man bei der jüngsten Restaurierung der Aachener Pfalzkapelle die Natursteinoberflächen mittels des „Gommage“-Verfahrens so schonend wie möglich gereinigt, den karolingischen Ziegelsplittmörtel nicht angetastet, spätere Zementverfugungen aber entfernt und durch einen von der RWTH Aachen entwickelten Fugmörtel ersetzt, der in seinen mechanischen Werten und in seiner Farbigekeit dem originalen karolingischen Mörtel entspricht.

Eine wesentliche Funktion in der Architektur der Aachener Pfalzkapelle kommt den Ringankern zu, deren Wirkung der Dombaumeister plastisch anhand des Vergleichs mit einer ausgehöhlten halbierten und unter Druck gesetzten Pampelmuse schildert (S. 91). Die statische Konstruktion der Aachener Kuppel (die streng genommen ein achteiliges Klostergewölbe ist) stellt als erstes bekanntes Beispiel einer

5 WINFRIED NERDINGER (Hrsg.): *Geschichte der Rekonstruktion – Konstruktion der Geschichte*; Ausst.-Kat. München 2010.

Eisenringverankerung eine außerordentliche bautechnische Leistung dar. Teilweise schon seit den Restaurierungsarbeiten im 19. Jahrhundert bekannt, wurden die sieben eisernen Ringanker im Zuge der Restaurierungsmaßnahmen unter verschiedenen Aspekten (Lage, Funktion, Verschlussarten, Beschaffenheit des Eisens etc.) untersucht und, soweit dies möglich war, konserviert. Die teilweise starke Verrostung der – übrigens nach heutigem Wissen an den statisch völlig richtigen Stellen angebrachten – Ringanker erforderte dennoch die Anbringung eines neuen Ringankers zur Aufnahme der Schubkräfte der Kuppel; unter verschiedenen Varianten entschied man sich schließlich für die reversible Anbringung eines nicht in das Mauerwerk eingelassenen, sondern unter dem Hauptgesims um das Bauwerk gespannten Stahlbandes (S. 95 ff.), dessen Zugkraft 70 % jener der karolingischen Verankerungen zu ersetzen vermag (S. 229–235). Die beiden hölzernen Ringanker im Oktogon, von denen nur mehr Reste übrig sind (die u. a. Möglichkeiten zur dendrochronologischen Datierung boten), hatten die Aufgabe, während der Bauzeit die seitlichen Schubkräfte der Kuppel aufzunehmen, weil die Eisenringanker dies erst nach dem Abbindeprozeß des Kalkmörtels und damit dem Erhärten des Mauerwerks vermochten. Dass von den Ringankern an vier Stellen unserer Publikation die Rede ist (im Restaurierungsbericht von Helmut Maintz, S. 84 ff.; im Bautechnik-Kapitel von Ulrike Heckner und Christoph Schaab, S. 202 ff.; im Kapitel „Statik und neuer Ringanker“ von Matthias Kempen, S. 229–235 sowie in der den Band beschließenden „Untersuchung der eisernen Ringanker aus dem karolingischen Mauerwerk des Doms zu Aachen“ von Ünsal Yalçın und Michael Bode, S. 311–316), unterstreicht natürlich die bautechnisch entscheidende Funktion dieses Elements, lässt aber auch ein gewisses redaktionelles Manko deutlich werden: Die vielfachen inhaltlichen Überschneidungen und Wiederholungen (zumal zwischen dem Bericht des Dombaumeisters und der Darstellung der Denkmalpfleger), die den unterschiedlichen Perspektiven durchaus geschuldet und damit kaum zu vermeiden sind, würden den Leser kaum stören, wenn es am Ende des Bandes ein brauchbares Register gäbe. Eine – aus den z. T. umfangreichen Anmerkungsapparaten relativ leicht zu erstellende – Bibliographie (wie sie auf S. 316 leider nur dem letzten Beitrag angefügt ist) hätte die Publikation schließlich mühelos über den Status eines „Arbeitsheftes“ gehoben.

Dass sie dessen ungeachtet dennoch weit mehr ist als ein Arbeitsbericht (dessen Faktenreichtum hier nur angedeutet werden kann), verdankt sie – jedenfalls aus kunsthistorischer Sicht – dem gewichtigen Aufsatz „Der Tempel Salomos in Aachen – Datierung und geometrischer Entwurf der karolingischen Pfalzkapelle“ von Ulrike Heckner (S. 25–62), der die Forschung zur Architektur des „mit Abstand wichtigste(n) Bau(s) karolingischer Zeit in Europa“⁶ nicht nur fokussiert, sondern auch mit markanten neuen Akzenten versieht. Zunächst geht es um die Datierung der Pfalzkapelle. Seit dem 19. Jahrhundert gehen die meisten Autoren davon aus, dass der Bau in den 790er Jahren begonnen und im ersten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts fertiggestellt

6 HANS ERICH KUBACH/ALBERT VERBEEK: *Romanische Baukunst an Rhein und Maas*, Bd.4; Berlin 1988, S. 25.

worden sei. Dem hat Günther Binding⁷ mit dem Argument widersprochen, dass Karl, der ab dem Winter 794/95 dauerhaft in Aachen residierte, seine Empfänge und liturgische Feiern auf einer Großbaustelle hätte absolvieren müssen, würden diese Daten stimmen; er nimmt deshalb an, dass die Pfalzkapelle schon um 794 fertiggestellt gewesen sei. Die neue dendrochronologische Datierung⁸ eines Fundamentpfahls (798 ± 5) sowie des Holzringankers im Oktogon (803 ± 10), der wegen fehlender Kernholz-Jahresringe freilich keine hundertprozentige Beweiskraft zukommt⁹, scheint die traditionelle Datierung (um 795 – um 803) zu stützen, die Heckner favorisiert und unter Heranziehung zahlreicher Quellen bis ins 12. Jahrhundert zurückzuverfolgen vermag. Wichtiger als die genaue Datierung, die letztlich mehr über das Organisationsniveau des karolingischen Hofes und die Nutzungstoleranz des Kaisers aussagt als über das Bauwerk selbst, ist zweifellos die Entschlüsselung seines geometrischen Entwurfsschemas als seines intellektuellen Konzepts. Gestützt auf neueste Vermessungen von Hans Meyer, kommt Ulrike Heckner hier zum verblüffend einfachen – und deshalb überzeugenden – Ergebnis, dass Grundriss wie Aufriss auf der elementaren Geometrie von Kreis und Quadrat basieren: Über einem Quadratraster von 24 Fuß baut sich der Grundriss (Oktogon mit sechzehneckigem Umgang) aus drei konzentrischen Kreisen (48 – 96 – 144 Fuß) auf, deren innerster das Oktogon, deren mittlerer das Sechzehneck und deren größter die Ausladung von Westturm und Apsis bestimmt. Im Querschnitt bestimmt der 96 Fuß messende Kreis die Kuppelhöhe, der mit 48 Fuß die Traufhöhe des Umgangs. Natürlich konnte man auf der Baustelle solch riesige Kreiskonstruktionen nicht mit genügender Genauigkeit abbilden, sondern musste sie in entsprechend kleine Polygone zerlegen, die dann mit Zirkel, Schnur und Richtscheit realisierbar waren.

Ulrike Heckners Zahlengerüst, das aus einer Vervielfachung der als numerus perfectus klassifizierten und aus antiker Tradition dementsprechend hochgeschätzten Sechszahl resultiert, basiert auf der Annahme eines „Aachener Königsfuß“ von 32,24 cm Länge – ein Maß, das größer ist als der römische Fuß (29,6 cm), und kleiner als der häufig angenommene „karolingische Fuß“ (33,3 cm). Konrad Hecht, der sich mit geradezu bohrender Intensität um die Ermittlung mittelalterlicher Maßeinheiten bemüht hat, kommt für die Aachener Pfalzkapelle auf ein Fußmaß von 34,24 cm,¹⁰ das

7 GÜNTHER BINDING: Zur Datierung der Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen. In: *Denkmalpflege im Rheinland* 27 (2010), S. 54–59.

8 BURGHART SCHMIDT, ULRIKE HECKNER, HELMUT MAINZ, MECHTHILD NEYES-EIDEN, THOMAS FRANK, ANDREAS SCHAUB: Die Hölzer aus dem karolingischen Oktogon der Aachener Pfalzkapelle – Möglichkeiten einer dendrochronologischen Datierung. In: *Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege* 40/41 (2009), S. 220–235.

9 Die Datierung von Ziegelfragmenten und Mörtel aus der Pfalzkapelle mittels optisch stimulierter Lumineszenz durch CHRISTIAN GOEDICKE (S. 297–302) kann hier auch nicht weiterhelfen, weil sie nur zum Ergebnis kommt, dass einerseits spätantike Ziegelfragmente (393 ± 102 oder 322 ± 108), andererseits karolingischer Mörtel (778 ± 138) verwendet wurden; letzteres ist mit jeder der umstrittenen Datierungen vereinbar.

10 KONRAD HECHT: Die Sylvesterkapelle zu Goldbach. Ein Schlüsselbau für Maß und Zahl in der Baukunst des frühen Mittelalters. In: *Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft* 28 (1977), S. 137–186, bes. 165 ff.

er auch für andere karolingische Bauten wie die Torhalle in Lorsch, die Einhardsbasilika in Steinbach oder die Sylvesterkapelle in Goldbach am Bodensee geltend macht. Dennoch operiert Hecht für den Grundriss der Aachener Pfalzkapelle wie Heckner mit den Maßzahlen 48 für das Oktogon und 96 für das Sechzehneck, weil seine Fluchtlinien an den Außenseiten des Sechzehnecks bzw. des Oktogons verlaufen, während sie bei Heckner in der Mitte der Außen- bzw. der Oktogonmauern liegen. Für eine praktische Realisierung sind beide Varianten vorstellbar. Dieser Vergleich macht – abgesehen von einer Fülle weiterer Proportionierungsvorschläge¹¹ – deutlich, daß die Kenntnis der verwendeten Maßeinheit wesentlich, aber nicht allesentscheidend ist, weil auch die Wahl der Meßpunkte ein wichtiger Parameter ist, für den es ebenso wenig allgemein akzeptierte Regeln gibt.

Geht man davon aus, dass Zahlen und geometrische Figuren nicht nur der technischen Bewältigung dienen, sondern als geistiges Konzept verstanden werden sollen, das einem Bauwerk zugrunde liegt, so darf man davon ausgehen, dass die Architektur eines so ambitionierten Bauwerks wie der Aachener Pfalzkapelle als Zeichen der perfekten göttlichen Ordnung verstanden werden sollte. Die Gesamtlänge des Bauwerks, 144 Fuß, entspricht dem Dreifachen des Grundmaßes und weist auf das in der Apokalypse (21,17) für das Himmlische Jerusalem genannte „Maß des Engels“ hin – ein Kontext, auf den Felix Kreusch (seinerseits eine Überlegung von Cornelius Peter Bock aus der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgreifend) schon vor einem halben Jahrhundert hingewiesen hat;¹² allerdings findet er die Zahl 144 unter Zugrundelegung eines „drusianischen Fuß“ (33,27 cm) im Innenumfang des Oktogons.

Im dritten Teil ihrer kunsthistorischen Analyse legt Ulrike Heckner präzise und überzeugend die literarisch mehrfach belegte Anspielung an den Salomonischen Tempel als wesentliches, in der elementaren Zahlenstruktur des Baus grundgelegtes ikonologisches Konzept der Aachener Pfalzkapelle dar. Dieser These zu widersprechen wird vom Rezensenten wohl niemand verlangen.

„Die Bauidee und der geometrische Entwurf gehen vermutlich unmittelbar auf Alkuin, Karl den Großen und seine Gelehrten zurück; die praktische Ausführung muss in den Händen eines erfahrenen Baumeisters gelegen haben, der uns als der in Metz begrabene Meister Odo überliefert ist“, resümiert Ulrike Heckner (S. 58). Über Odos Herkunft wissen wir nichts – es sei denn, man nimmt die von Helmut Maintz an versteckter Stelle (S. 115) erwähnte Mitteilung ernst, dass Felix Kreusch, einer seiner Vorgänger als Dombaumeister, eine – mittlerweile verschollene und auch nicht dokumentierte – Bauinschrift folgenden Inhalts in armenischer Sprache gefunden habe: „Odo, der aus Metz kam, stammte aus dem Land, wo die Arche Noah auf dem heiligen Berg gestrandet ist.“ Sollte – und damit kehren wir zum Anfang dieser Zeilen zurück – Josef Strzygowski, der die Vorbildhaftigkeit von S. Vitale in Ravenna für die

11 Von Heckner aufgelistet auf S. 60 f., Anm. 68; zu ergänzen wäre noch HANS KARL SIEBIGS: Der Zentralbau des Domes zu Aachen. Unerforschtes und Ungewisses; Worms 2004, S. 39–48.

12 FELIX KREUSCH: Das Mass des Engels. In: Vom Bauen, Bilden und Bewahren. Festschrift für Willy Weyres zur Vollendung seines 60. Lebensjahres; Köln 1963, S. 61–82.

Aachener Pfalzkapelle immer bestritten und stattdessen angenommen hat, dass deren Baugedanke „in der kleinasiatisch-armenisch-syrischen Ecke“ wurzelt,¹³ doch Recht gehabt haben?

PAUL V. NAREDI-RAINER
Universität Innsbruck

13 JOSEF STRZYGOWSKI: *Der Dom zu Aachen* (wie Anm.2), 23–44; ders.: *Kleinasion. Ein Neuland der Kunstgeschichte*, Leipzig 1903, 102.

Cord Meckseper: *Das Piano nobile. Eine abendländische Raumkategorie*;
400 S.; Hildesheim u. a.: Olms Verlag 2012; ISBN 348-714742-4; € 49,80

Das hier zu besprechende Buch von Cord Meckseper ist gleichermaßen eine Fundgrube und ein opus magnum. Es vereint empirische und ganzheitliche Aspekte vorwiegend der Profanarchitektur der Vormoderne, diskutiert sie aber als Einheit, als aufeinander bezogene Aspekte des Bauens. Gleichzeitig ist es eine Baustelle. Der Verfasser ringt mit einem theoretischen Konstrukt, das er über Jahrhunderte nachweisen will, was ihm manchmal gelingt. Manchmal aber steht auch der Architekturhistoriker bei der Lektüre dieses umfassenden Werkes vor einem Rätsel. Meckseper möchte etwas belegen, was uns zwar interessiert, was aber schwer oder unmöglich zu beweisen und darzulegen ist. Das wird am deutlichsten, wenn der Autor Rekonstruktionen als anschauliches Material anbietet. Was die vier Beispiele nach dem Ausblick (S. 214 ff., 218–226) mit gerade diesem Thema zu tun haben (Castel del Monte, Palazzo Medici, Palazzo Piccolomini und das Stadthôtel des Jacques Coeur in Bourges), wurde insofern dem Rezensenten nicht deutlich, als hier wichtige Vorläufer fehlen (beispielsweise Palazzo della Signoria / Vecchio (zu S. 220), Bargello oder Palazzo Davanzati in Florenz. Eigentlich könnte man hier fast alle Kommunalpaläste anführen, denn die Versammlungsräume sind oft im ersten Obergeschoss anzutreffen. Ein schönes Beispiel im Bezug auf die Freitreppen ist auch Todi; und zusätzlich der nun von Yunn (Amee Yunn: *The Bargello: A New History of the First Communal Palace of Florence, 1255–1346*; New York 2009) rekonstruierte Bargello vor der Anlage des heutigen Innenhofs (also vor 1316), der ebenfalls die Versammlungsräume im ersten OG über eine Treppe zugänglich machte.), und zwar hinsichtlich des mit Arkaden oder Balkonen bzw. Loggien gesäumten Innenhofes, sowie der Palazzo Papale in Spoleto hinsichtlich der vermutlich ersten Treppe, die durch eine obergeschossige Loggia stößt (zu S. 222) und in diese mündet. Und wer, so fragt sich der Rezensent, würde die Rekonstruktion des Palazzo Piccolomini (Abb. 53) als solchen erkennen (wenn nicht vielleicht Andreas Tönnemann oder wenige andere), wer kann schon etwas mit Abb. 55 (Fassade Versailles) anfangen, wenn man den Text dazu liest (die Abbildung ist sozusagen entbehrlich, zumindest illustriert sie nichts, was zum Text gehören würde)? Nun wissen wir aber auch, was es bedeutet, nach